

Der vorliegende Vortragstext wurde vom Verfasser vor der Veröffentlichung nicht noch einmal durchgesehen. Für alle Fragen und Probleme sowie die Nachweise und Quellenbelege verweist er auf sein Buch: „Leben und Wundertaten des heiligen Wigbert – Lupus Servatus: Das Leben des heiligen Wigbert – Die Wundertaten des heiligen Wigbert“. Herausgegeben, eingeleitet, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Michael Fleck, Marburg 2010 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 67. Kleine Texte mit Übersetzungen 4).

Die Bedeutung des heiligen Wigbert für die Klöster Fritzlar und Hersfeld

Ein Vortrag
von
Dr. Michael Fleck

Mit den drei Orten Fritzlar, Fulda und Hersfeld, denen für die Christianisierung und Missionierung des Hessenlandes eine hohe Bedeutung zukommt, verbinden sich die Namen dreier heiligmäßiger Gestalten, von denen jede in jeweils besonderer Weise, zu Lebzeiten und nach ihrem Tod, an den genannten Orten ihre Wirkung entfaltet hat: Bonifatius in Fritzlar und Fulda, Lullus in Hersfeld und Mainz und Wigbert in Fritzlar und später dann in Hersfeld. Wigbert und Lullus waren geprägt durch die überragende Gestalt des hl. Bonifatius, der erstere etwa ein Jahrzehnt älter, der andere eine Generation jünger als der große Missionar und Organisator.

Der hl. Wigbert ist, wie es scheint, der am wenigsten bekannte der drei Genannten und der hohe Grad seiner Verehrung und die Fülle der Wunderberichte, die sich mit seinem Namen verbinden, stehen im umgekehrten Verhältnis zu dem, was wir über sein Leben wissen. Das liegt aber nicht daran, dass die Nachrichten über diesen Mann im Laufe der Zeit verlorengegangen

wären; schon sein Biograph Lupus, von dem noch häufig die Rede sein wird und der sein Werk etwa 90 Jahre nach Wigberts Tod verfasste, konnte über die ersten 50 Jahre seines Helden überhaupt nichts und über die späteren Jahre nur ganz wenig Konkretes berichten.

Das für den heutigen Leser so Problematische an den Heiligenbiographien, den sog. Viten, besteht vor allem darin, dass unsere Auffassung von dem, was wichtig und bedeutend für die Biographie eines Menschen, zumal eines Heiligen, ist, sich fundamental von der des mittelalterlichen Schreibers und Lesers unterscheidet. Für letzteren ist das äußerliche Leben, der chronologische Werdegang, das, was wir Entwicklung nennen, gänzlich belanglos gegenüber der Wirkungsmacht eines von Gott offensichtlich ausgezeichneten Menschen, der immer schon ganz und vollendet, selbst in seinen Kinder- und Jugendjahren, seinen Verehrern vor Augen steht. Alle persönlichen Züge treten weitgehend zurück; gewissermaßen ein *Passe-par-tout* umfasst die individuellen Gestalten und lässt sie, von den historischen Fakten abgesehen, als ziemlich gleichförmig erscheinen. So entseht der Typus des Asketen, des heiligen Bischofs, der gottseligen Nonne. Je weniger Konkretes über einen verehrten Heiligen zu berichten ist, umso mehr tritt in den Aufzeichnungen über ihn das Typische hervor, umso mehr erscheint er in geradezu standardisierten Situationen. Typus und Topos, standardisiertes Bild und standardisierte Situation, sind wesentliche Kennzeichen einer mittelalterlichen Heiligenvita. Und wenn dann die Stationen des irdischen Lebens einer Betrachtung unterworfen werden, dann ausschließlich unter dem Gesichtspunkt, inwiefern darin das Heiligmäßige der verehrten Gestalt schon hier auf Erden erkennbar wird, und nicht in der Absicht, ein individuell-persönliches Bild dem gläubigen Leser vor Augen zu stellen. So entwickelt sich, bei aller Verschiedenheit im Einzelnen, ein standardisierter Lebenslauf, beginnend mit der wenn irgend möglich edlen Abstammung, die aber durch den Adel der Gesinnung weit übertroffen wird, eine Kindheit und

Jugend, die das kommende Wundergeschehen schon vorausahnen lässt, wobei dieser Teil zumeist reine Fiktion ist, gefolgt vom Eintritt in ein Kloster, die Berufung zu einem hohen Amt (Abt oder Bischof), die vorbildhafte Ausübung dieser Tätigkeit, die Befleißigung in allen Tugenden, vor allem den mönchischen, Wundertaten schon zu Lebzeiten und endlich gekrönt durch einen gottseligen Tod, im schönsten Falle dem Martyrertod, womit dann der zweite Teil der Vita, das Nachwirken des Heiligen sowie sein Kult, eröffnet wird. Auch die Wigbert-Vita des Lupus von Ferrières, eine Hauptquelle für das Leben des Heiligen, macht hier keine Ausnahme.

Die wunderwirkende Kraft eines Heiligen kann sich bereits zu seinen Lebzeiten offenbaren, meist wird sie aber erst nach seinem Tode manifest. Von den zahlreichen mit Wigbert verbundenen Wundergeschichten, von denen wir noch hören werden, ereignet sich nur eine zu seinen Lebzeiten, und sein Biograph Lupus betont, dass die postmortalen Wunder den während der Lebenszeit gewirkten gegenüber eine höhere Dignität besitzen, da der Heilige jetzt jeder Gefahr einer Selbstüberhebung und jeglichem Verdacht eitlen Ruhmesstrebens enthoben sei. Der Todestag ist der eigentliche Geburtstag, der *dies natalis*, des Heiligen, mit dem Tod beginnt sein eigentliches Leben mit und bei Gott, der nun seinen treuen Diener vor aller Welt dadurch auszeichnet, dass er seiner Fürsprache Gehör gibt, durch seine Intervention das gewünschte Geschehen herbeiführt. Denn eines darf man nie vergessen: Nicht der Heilige wirkt aus eigener Kraft das Wunder, sondern Gott tut dies durch ihn. Auch bei den abenteuerlichsten Formen mittelalterlicher Heiligenverehrung ist nie in Frage gestellt worden, dass der um Hilfe angerufene Heilige lediglich bei Gott Fürsprache für seine Verehrer einlegen kann. Dieses ganz auf die jenseitige Wirkung des Heiligen ausgerichtete Denken erklärt, weshalb das diesseitige Dasein zwar als unerlässlich für die spätere Wirkungsmacht angesehen wird, letztlich aber von untergeordnetem Interesse ist.

Bevor wir uns der Wigbert-Vita zuwenden, wollen wir eine andere Quelle, die durch ihre Authentizität von besonderer Bedeutung ist, etwas ausführlicher betrachten.

In der Sammlung der Bonifatius-Briefe, die auch Schreiben an ihn sowie Briefe von und an seinen Nachfolger Lul enthält, findet sich ein Brief an die Mönchsgemeinschaft in Fritzlar, in dem es heißt: **„In väterlicher Liebe beschwöre ich Euch, darauf bedacht zu sein, dass Ihr die Regel mönchischen Lebens mit umso größerer Gewissenhaftigkeit beachtet, als unser Vater Wigbert gestorben ist. Der Priester Wigbert (also ein gleichnamiges Konventsmitglied) und der Diakon Megingoz sollen Euch über die Regel belehren, auf die Einhaltung der Gebetsstunden und den Ablauf des Kirchendienstes achten, die anderen anweisen, die Kinder lehren und den Brüdern Gottes Wort verkünden. Hiedde soll Propst sein und unseren Hörigen Weisungen geben ... Stirme sei in der Küche. Bernhard sei Werkmeister und baue, wo es nötig ist, an unseren Häuschen. Und bei allem, wo es nötig ist, fraget den Abt Tatwin und tut, was er Euch heißt.“** In den Schlussworten bittet Bonifatius dann, sie möchten **„in brüderlicher Liebe verharren, bis wir, so Gott will, wieder selbst zu Euch zurückkehren“**.

Wir erfahren also, dass Wigbert vor kurzem gestorben ist, und zwar in Fritzlar. Hier hatte Bonifatius aus dem Holz der 723 gefällten Donareiche ein Kirchlein errichtet, das dann Zentrum einer kleinen Mönchsgemeinschaft wurde und wohl erst allmählich die Gestalt eines ausgebildeten Benediktinerklosters erhielt. Zur Zeit des Briefes muss diese Entwicklung bereits weit fortgeschritten gewesen sein, denn wir hören von verschiedenen typischen Klosterämtern, die jetzt, nach Wigberts Tod, neu verteilt werden sollen. Zur Zeit seines Todes war Wigbert nicht Abt, denn Bonifatius fordert die Fritzlarer Mönchsgemeinschaft auf, dem

Abt Tatwin zu folgen, d. h. ein neuer Abt braucht nach Wigberts Tod nicht gewählt bzw. ernannt zu werden. Wigbert verbrachte also die letzte Zeit seines Lebens ins Fritzlar, ohne dort Abt zu sein. Dies stimmt aufs beste überein mit der Nachricht seines Biographen Lupus, Wigbert habe Bonifatius darum gebeten, von Ohrdruf, wovon wir gleich noch hören werden, nach Fritzlar zurückkehren und dort *quasi feriatius*, also ohne die Bürde eines Amtes, den Rest seines Lebens verbringen zu dürfen, was Bonifatius dann auch gestattet habe. Wir können außerdem den Worten „unser Vater Wigbert“, mit denen Bonifatius den kürzlich Verstorbenen bezeichnet, entnehmen, dass Bonifatius Wigbert große Verehrung entgegenbrachte, obwohl er als Erzbischof ihn an Würde weit übertraf, ja sein Vorgesetzter gewesen war. Darüberhinaus lässt der Wortlaut darauf schließen, dass Wigbert eine Reihe von Jahren älter als Bonifatius gewesen sein muss, was sein Biograph Lupus auch ausdrücklich bestätigt. Bonifatius ist zwischen 672 und 675 geboren, Wigbert vielleicht 10 Jahre früher. Um nun etwas über das Alter Wigberts bei seinem Tode zu erfahren, müsste man wissen, wann der Bonifatius-Brief geschrieben ist. Und das ist ein einigermaßen kniffliges Problem, das auch heute noch nicht unbezweifelbar gelöst worden ist.

Geht man davon aus, dass der im Brief genannte Stirme, der sich um die Küche kümmern sollte, identisch sein müsse mit Sturmius, dem späteren Leiter des Klosters Fulda, der tatsächlich eine Reihe von Jahren in Fritzlar verbracht hatte, kommt man auf das Jahr 736 oder kurz davor, da in diesem Jahr Sturmius die Einsiedelei in Hersfeld gegründet hat. Wigbert wäre dann 736 oder kurz davor gestorben und bei seinem Tod etwas über 70 Jahre alt gewesen. Nun spricht allerdings einiges gegen die Gleichsetzung von Stirme mit Sturmius, was ich hier im einzelnen nicht vortragen kann. Dazu kommt folgendes: In der annalistischen Tradition, also in den historischen Aufzeichnungen, die die wichtigsten Ereignisse Jahr für Jahr festhalten, wird als Todesjahr Wigberts 746

bzw. 747 angegeben. So verzeichnen etwa die alten Hersfelder Annalen, die Lampert im ersten Teil seines Geschichtswerks weitgehend wörtlich übernommen hat, für das Jahr 747: „**Der heilige Wigbert schied aus der Zeitlichkeit**“. Es besteht kein triftiger Grund, dieses Datum anzuzweifeln. Wigbert war also, wenn er nur 10 Jahre älter als Bonifatius war, bei seinem Tode Anfang bis Mitte 80.

Was nun im Folgenden über das Leben und Wirken des Heiligen zu berichten ist, beruht so gut wie ausschließlich auf dem, was sein Biograph Servatus Lupus über ihn mitgeteilt hat. Dieser stammte aus dem ca. 100 km sdl. von Paris gelegenen Kloster Ferrières und war von seinem Abt zu seiner weiteren Ausbildung nach Fulda geschickt worden, das unter dem Abt Rabanus Maurus zu einem wissenschaftlichen Zentrum des Karolingerreiches geworden war. An diesen hoffnungsvollen jungen Kleriker des Nachbarklosters wandte sich nun Abt Bun von Hersfeld i. J. 836 mit der Bitte, er möge doch aus dem in Hersfeld vorhandenen Material über den Klosterheiligen Wigbert eine kleine Biographie verfassen. Hören wir, was der junge Gelehrte in der Vorrede zu seinem Auftragswerk sagt:

„Dem hochwürdigen Abte Bun und allen seinen Mönchen entbietet Lupus Glück und Heil. Obwohl ich zögerte und meinen eigenen Kräften es nicht zutraute, habt ihr, geliebte Väter, durch euer beharrliches Drängen mich dazu genötigt, den Versuch zu wagen, über das Leben des heiligen Wigbert eine Schrift zu verfassen. Da zu der Tatsache, dass meine geringen geistigen Fähigkeiten nicht ausreichen, einen so bedeutenden Stoff zu bewältigen, noch hinzukam, dass ihr dieses Werk von mir verlangt gerade zu einer Zeit, da ich mit Arbeit überhäuft war, wäre es auch berechtigt gewesen, in meinem hartnäckigen Widerstand weiter zu verharren, wenn nicht die

Liebe mich dazu gebracht hätte, meine höchst wichtigen und drängenden Aufgaben hintanzusetzen und eurem Wunsche zu willfahren.“

Lupus kann nicht lange an seinem kleinen Werk gearbeitet haben, denn noch vor dem 1. Sept. desselben Jahres (836) hat er Fulda wieder verlassen. Schon daraus kann man entnehmen, dass er keine eigenen Untersuchungen angestellt oder selbständig etwas in Erfahrung gebracht hat. Vielmehr hat er, wie er am Ende seiner Schrift versichert, nur **„das, was ihr mir in Eurer Klugheit zur Aufnahme an die Hand gegeben habt, ohne den Weg der Wahrheit zu verlassen, zur Darstellung gebracht“**. Das heißt aber: Mehr als das, was Lupus mitteilt, hat man damals auch in Hersfeld nicht gewusst. Betrachten wir das Wenige, was Lupus uns vom Leben Wigberts zu berichten weiß.

Ein kurzes Kapitel widmet Lupus der Herkunft, Kindheit und Jugend seines Helden. Da außer der Tatsache, dass Wigbert Angelsachse war, hierüber nicht die geringsten Nachrichten vorhanden sind, bleibt das Gesagte völlig im Rahmen des anfangs dargelegten Fiktional-Typischen: Adlige Geburt, eine auf Großes vorausweisende Veranlagung, höchster Eifer für Gottes Sache. Bereits das nächste Kapitel stellt die Verbindung zu Bonifatius her. Dieser hat von der großen Verehrung, die Wigbert in England genießt, gehört und fordert ihn nun auf, zu ihm nach Germanien zu kommen, um ihm bei seinem jetzt beginnenden Missionswerk im hessisch-thüringischen Raum behilflich zu sein. Dies sei geschehen, sagt Lupus, **„nicht lange nachdem Bonifatius nach Germanien gekommen war ... und zu der Zeit, als der Frankenherrscher Karl an der Macht war“**. Bonifatius war 722 in Rom zum Missionsbischof geweiht worden, hatte ein Jahr später von Karl Martell – er ist mit dem Frankenherrscher Karl gemeint – einen Schutzbrief erhalten und seine Missionstätigkeit noch in demselben Jahr 723 mit einem spektakulären Akt eröffnet, der Fällung der Donareiche bei Fritzlar. Wigbert, der der Einladung des hl. Bonifatius folgte,

muss also spätestens um diese Zeit nach Deutschland gekommen, mithin also damals ein Mann von **Ende 50, Anfang 60** gewesen sein.

Bonifatius hatte aus dem Holz der gefälltten Donareiche ein Kirchlein errichten lassen; diese dem hl. Petrus geweihte Kirche wurde 732 durch einen neuen steinernen Bau ersetzt und Bonifatius fügte ihr, wie sein Biograph Willibald berichtet, ein kleines Kloster an. Dies bedeutet allerdings nicht, dass es zwischen 723 und 732 keine klösterliche Niederlassung in Fritzlar gab. Sehr viel wahrscheinlicher ist, dass Bonifatius schon dem Bau von 723 eine klosterartige Gemeinschaft angegliedert hat, die dann 732 zu einem regelrechten Kloster ausgebaut wurde. Aus Eigils Lebensbeschreibung Sturms, des bereits mehrfach erwähnten Gründers der Hersfelder Einsiedelei und späteren Abtes von Fulda, wissen wir, dass Sturm mehrere Jahre in Fritzlar verbracht hat und dort von dem Priester Wigbert erzogen worden sei. Wenn auch nicht alle chronologischen Probleme, die mit Sturms Frühzeit verbunden sind, eindeutig zu lösen sind, so deutet doch vieles daraufhin, dass Sturm bald nach 723 mit etwa 15 Jahren nach Fritzlar kam und dort bis zu seinem Aufbruch nach Hersfeld, also etwa 13 Jahre, blieb. Das bedeutet aber, dass sehr früh in Fritzlar eine klösterliche Gemeinschaft bestanden haben muss und dass Wigbert ihr angehörte, wahrscheinlich sogar ihr Leiter war. Dass er von Eigil als *presbiter* (Priester) und nicht als Abt bezeichnet wird, weist daraufhin, dass es sich noch nicht um ein regelrechtes Kloster handelte und Bonifatius zunächst die Leitung der Niederlassung noch selbst in der Hand behielt.

Bald nach seiner Erhebung zum Erzbischof im Jahre 732, so berichtet Lupus, ernannte Bonifatius Wigbert zum Leiter (*magister*) des Klosters Fritzlar. Wenn Lupus ihn nicht Abt bezeichnet, könnte das wieder darauf hindeuten, dass Bonifatius weiterhin die Oberleitung beanspruchte, sofern es sich nicht einfach um eine stilistische Variation handelt. Lupus berichtet weiter, Wigbert habe „**die**

bisher ungebundene und lockere Lebensform der Mönche ... in eine straffe Ordnung (gebracht)“, ein weiterer Hinweis darauf, dass eine klosterartige Gemeinschaft dort schon länger bestanden haben muss.

Wie lange Wigbert in Fritzlar gewirkt hat, lässt sich nur annähernd bestimmen. Lupus spricht allgemein von einer höchst erfolgreichen Tätigkeit im langen Umgang mit seinen Schülern und fährt dann fort, **„der heilige Bonifatius wollte es nicht zulassen, dass das Licht eines so bedeutenden Mannes ... nur an einem Ort das Dunkel vertrieben habe, und veranlasste ihn ..., sich zu einem anderen Kloster zu begeben, das Ohrdruf heißt“**. Bei dieser von Bonifatius i. J. 725 gegründeten Mönchsniederlassung dürfte es sich um eine ähnlich lockere Gemeinschaft gehandelt haben wie bei dem zwei Jahre zuvor gegründeten Fritzlar, und Wigberts Aufgabe wird wohl auch hier darin bestanden haben, so wie in Fritzlar aus dem noch unregelmäßigen Zusammenleben der Mönche ein benediktinischer Ordnung folgendes Kloster zu schaffen. Dies ist sehr viel wahrscheinlicher als die Angabe des Lupus, Wigbert habe in Ohrdruf **„die hier herrschenden Missstände in Ordnung gebracht“**.

In einem Brief, den Bonifatius i. J. 738 aus Rom schreibt, werden unter den vier Adressaten auch Tatwin und Wigbert genannt. Wie es scheint, richtet sich das Schreiben an vier Klosterleiter, so dass wir daraus entnehmen können, dass 738 Wigbert in Ohrdruf war und Tatwin sein Nachfolger in Fritzlar. Von Wigberts Tätigkeit in Ohrdruf hören wir über das von Lupus Gesagte hinaus nichts. Aber um 740 gelangt aus Thüringen, und das heißt mit ziemlicher Sicherheit aus Ohrdruf, ein Brief an Bonifatius, in dem es heißt:

„Mit der Erlaubnis Eurer Heiligkeit habe ich mich zum Zwecke der Lektüre und des Studiums nach Thüringen begeben, und wenn das bescheidene Fünkchen meines kleinen Geistes zum Begreifen und Forschen

ausreicht, so verdanke ich dies nach Gott in erster Linie der Gnade Eurer Güte. Doch muß ich Dir gestehen, geliebtester Lehrer, daß ich mich nicht so eifrig der Lektüre hingeben konnte, wie ich es, das weiß ich wohl, nötig hätte. Zwei Dinge hindern mich daran, einmal die mangelnde Sehkraft meiner Augen, zum andern der Kopfschmerz; dazu kommt als drittes noch ein tiefeingewurzelttes besonderes Laster, eine allgemeine geistige Trägheit. Deshalb möge mir Eure Väterlichkeit gestatten, noch etwas länger hier zu verweilen ... Wenn es Eurer Weisheit aber anders beliebt, so will ich, falls jener mir die Kräfte gibt, dem die unendlichen Jahrhunderte weder etwas zu nehmen noch etwas hinzuzufügen vermochten, zu dem Zeitpunkt, den ihr gebietet, unverzüglich zurückkehren“.

Der Verfasser des Briefes wird nicht genannt, aber es kann nicht der geringste Zweifel daran bestehen, dass es sich um Lul handelt. Er war 738 in Rom mit Bonifatius zusammengetroffen, hatte sich ihm angeschlossen und war dann mit ihm nach Deutschland gekommen. Dort hat ihn Bonifatius in den Mönchsstand aufgenommen und dann zur Fortsetzung seiner Studien nach Thüringen und das heißt nach Ohrdruf geschickt. Es ist also sehr wahrscheinlich, dass Lul zu der Zeit in Ohrdruf war, als Wigbert das Kloster leitete. Die beiden späteren Kontrahenten, Lul und Sturm, hätten dann unter Anleitung desselben Lehrers, allerdings zu verschiedener Zeit und an verschiedenen Orten, ihre Studien betrieben, und Lul hätte den Mann, dessen Leichnam er 40 Jahre später nach Hersfeld überführen sollte, auch persönlich kennengelernt.

Eine Reihe von Jahren verbrachte Wigbert in Ohrdruf. „**Als er dann aber**“, so berichtet Lupus weiter, „**außer unter den Beschwerissen des Alters immer wieder an einer schweren Krankheit litt, erhielt er vom heiligen Bonifatius ... auf seine Bitten ... die Erlaubnis, in sein früheres Kloster zurückkehren zu dürfen, um dort den Rest seines Lebens jetzt sozusagen ohne**

Verpflichtungen zu verbringen“. Trotz seines Alters und seiner schlechten Gesundheit ließ er in seiner asketischen Lebensweise nicht nach, übte noch einige seelsorgerische Tätigkeit aus und starb dann im Kreise seiner trauernden Mitbrüder, wie wir wissen, i. J. 746. Damit hat sich ein erster Kreis geschlossen: Wir begannen mit dem Tode des Heiligen und sind jetzt wieder dahin gelangt.

Mit dem Tode des Heiligen, so sagten wir eingangs, beginnt sein eigentliches Leben und mit ihm die von den Menschen so ersehnte Wirkungsmacht. Schon bei Wigberts Tod geschieht etwas Wunderbares: Ein Vogel von ungewöhnlich schönem Aussehen, so berichtet Lupus, flog dreimal über seinem Leib hin und her und soll danach nirgendwo mehr erschienen sein. Lupus deutet dies als Zeichen der besonderen Sittenreinheit des Verstorbenen. Auf der Grabplatte des 1340 errichteten Grabmales in der Krypta des Fritzlärer Domes ist der Heilige dargestellt mit einem Vogel auf seiner rechten Schulter, der eigentlich nur als eine Taube gedeutet werden kann. Die Taube gilt schon in frühchristlicher Literatur, etwa bei Ambrosius, als Zeichen von Keuschheit und ehelicher Treue, vor allem allerdings bei Frauen.

Das weitaus häufigste Attribut des Heiligen ist jedoch der Kelch in seiner Hand und die darüber gehaltene Traube. Dies geht auf das einzige von Wigbert zu seinen Lebzeiten gewirkte Wunder zurück, das Lupus mit folgenden Worten beschreibt:

„Eines Tages ..., als er wie gewöhnlich, den Gottesdienst feierte, war durch irgendeinen Zufall der Wein, ohne den die Verwandlung in das Blut des Herrn nicht erfolgen kann, nicht vorhanden. Da verließ jener rasch die Kirche, erblickte zufällig eine Traube, die an einem Weinstock hing, brach sie ab und presste sogleich mit seinen reinen Händen den Saft daraus in den Kelch. Als er dies getan hatte, entdeckte er einen Kern, der die

Auspressung unbeschädigt überstanden hatte. Den pflanzte er sogleich vor der Kirche ein und begab sich dann unverzüglich zurück, um die begonnene Messe fortzusetzen. Als sie zu Ende war, fragte ihn ein etwas besorgter Mönch, der sehr aufmerksam beobachtet hatte, was er kurz zuvor getan hatte, bescheiden nach dem Grund seines Tuns. Als jener sah, dass nicht verborgen geblieben war, was er getan hatte, sagte er: ‚Wenn der Segen des Herrn auf meinem Tun ruht, wird er in seiner Gnade dies ohne Zweifel im Laufe von neun Jahren an dieser Stelle beweisen.‘ Was dann geschah, war die Bestätigung dessen, was er geglaubt hatte. Denn aus diesem Kern entsprossen so viele Rebentriebe, dass in kurzer Zeit eine gewaltige Fläche davon bewachsen war und sie, an Stützen befestigt, mit ihrem Rankenwerk das Dach einer höchst angenehmen Laube für die dort Sitzenden bildeten.“

Was, so fragt man sich, ist eigentlich das Wunder? Dass aus einem Traubenkern in neun Jahren eine ganze Weinlaube erwachsen kann, mag ein des Weinbaus Kundiger entscheiden. Jedenfalls wird die Wunderkraft durch die lange Dauer etwas geschmälert. Hält man sich dagegen an Lupus' Worte, dass „in kurzer Zeit eine gewaltige Fläche ... bewachsen war“, bleibt unklar, warum Wigbert die Wirkung seiner Tat für neun Jahre nach ihrer Ausführung ankündigt. Das eigentlich Wunderbare kommt aber in der Erzählung gar nicht zum Ausdruck. Der ausgepresste Traubensaft muss sich sogleich in Wein verwandelt haben, denn nur Wein durfte beim Messopfer für die Konsekration verwendet werden. Man sieht, der mittelalterliche Erzähler macht es dem heutigen Leser nicht gerade einfach.

Nach seinem Tode wurde Wigbert, so erzählt Lupus zu Beginn des zweiten Teil seiner Vita, in einem schmucklosen Grab an einem unbedeutenden Ort des Klosterbereichs beigesetzt, was wohl dem Willen des Heiligen entsprach. Dort

ruhte er fast 30 Jahre, bis i. J. 774 die Fritzlarer aus Furcht vor einem drohenden Einfall der Sachsen die Reliquien aus dem Grab nahmen und auf die auf der anderen Seite der Eder gelegene befestigte Büraburg brachten, um so eine Schändung des Grabes und der Gebeine des Heiligen zu verhindern. Bei dieser Translation – über diesen Begriff wird noch kurz zu sprechen sein – ereigneten sich zwei Wunder, von denen das erste von besonderem Interesse ist. Als die Träger das Reliquienbehältnis, das sie für kurze Zeit abgestellt hatten, um eine kleine Pause zu machen, wieder aufnehmen wollten, ließ es sich nicht von der Stelle bewegen, und erst nach inbrünstigem Gebet und flehendlichen Bitten zu Gott ließ sich die Tragbahre wieder hochheben. Wer mit mittelalterlichen Heiligenviten ein wenig vertraut ist, wird sofort bemerken, dass es sich hier um einen Topos, eine, wie wir früher sagten, standardisierte Situation handelt. Das Vorbild ist der Bericht des Eigil in seiner Sturm-Vita über die Ereignisse 754 in Utrecht, wo die dortigen Verehrer des hl. Bonifatius dessen Leichnam in einer ihrer Kirchen beisetzen wollten, der Sarg sich aber nicht von der Stelle bewegen ließ, bis sie versprachen, ihn nach Mainz bringen zu lassen. Der Heilige hat also ein deutliches Zeichen dafür gegeben, dass er mit seinem Verbleib in Utrecht nicht einverstanden war. Was im Rahmen der Bonifatius-Vita einen guten Sinn ergibt, wirkt im Falle Wigberts ganz unangebracht. Zum einen war die Rettung seines Leichnams ja durchaus im Interesse des Heiligen, wenn er aber andererseits tatsächlich mit der Überführung nicht einverstanden gewesen wäre, ist es unverständlich, weshalb er dann doch nachgibt. Nun kann man natürlich sagen, dass es ja gerade zum Wesen eines Topos gehört, dass er auch da angewendet wird, wo er gar nicht unbedingt hinpasst. Ich glaube allerdings, dass es noch einen anderen, triftigeren Grund gibt, weshalb Lupus das scheinbar gänzlich funktionslose Wunder hier einfügt hat. Davon später.

Das zweite Wunder, das sich bei Gelegenheit der Translation der Wigbert-Gebeine nach Büraburg ereignet, ist ein typisches Kerzenwunder. Einer Frau

fällt vor Schreck und Staunen über den feierlichen Zug ihre Kerze in die Eder; man holt sie heraus, und siehe da, sie brennt nicht schlechter als zuvor. Angesichts des widerstreitenden Elementes von Wasser und Feuer, sagt Lupus, ist das geradezu unglaublich. Doch folgert er daraus nicht etwa, dass Gott die grundsätzlich gültigen Naturgesetze vorübergehend aufzuheben vermag, sondern meint, das alles, was nach Gottes Willen geschieht, auch naturgemäß sei. Dass eine Kerze nach Eintauchen in Wasser erlischt ist also ebenso naturgemäß wie dass sie weiterbrennt. Ein schönes Beispiel für die zum Teil abenteuerliche Argumentationsweise mittelalterlicher Wissenschaft.

Kaum war die Bergung der Wigbert-Reliquien erfolgreich abgeschlossen, als auch der erwartete Einfall der Sachsen erfolgte. Für das, was damals, also 774, in Fritzlar sich ereignete, haben wir außer dem Bericht des Lupus noch die Darstellung der Reichsannalen, also des offiziellen, am Hofe Karls d. Gr. entstandenen Annalenwerks. Hier heißt es, allerdings fälschlich zum Jahr 773:

„Die Sachsen brachen nun mit einem großen Heer in das Grenzgebiet der Franken ein und kamen bis zu einem befestigten Ort namens Büraburg. Als die Bewohner des Grenzlandes dies sahen, zogen sie sich, dadurch beunruhigt, in diese Burg zurück. Als nun die Sachsen in ihrer Wut begannen, die Häuser draußen niederzubrennen, kamen sie zu einer Kirche in dem Fritzlar genannten Ort, die Bonifatius heiligen Angedenkens, der jüngste Martyrer, geweiht hatte, und von der er in prophetischem Geiste vorausgesagt hatte, dass sie niemals durch einen Brand eingeäschert werde. Besagte Sachsen begannen nun mit aller Kraft sich darum zu bemühen, wie sie diese Kirche auf irgendeine Weise anzünden und vernichten könnten. Während sich dies abspielte, sahen einige Christen, die in der Burg waren, sowie einige Heiden, die sich in dem Heere befanden, zwei weißgekleidete Jünglinge, die diese Kirche vor dem Feuer schützten. Und so konnten sie

dort weder von innen noch von außen ein Feuer entfachen, noch auf andere Weise der Kirche einen Schaden zufügen, sondern nach dem Willen der göttlichen Majestät wurden sie von Entsetzen gepackt und wandten sich, ohne dass jemand sie verfolgte, zur Flucht.“

Die Rettung von Wigberts Fritzlärer Kirche verdankt sich also göttlichem Eingreifen, die beiden weißgekleideten Jünglinge sind als Gottesboten aufzufassen, wie sie im Alten wie im Neuen Testament mehrfach begegnen. Keinesfalls können hier Bonifatius und Wigbert gemeint sein. Ganz anders liest sich dieselbe Geschichte bei Lupus. Er schreibt, dass die Fritzlärer Kirche **„von einem vom Himmel sich ergießenden hellen Glanz umflossen war und über ihrem First eine hehre Gestalt auf und ab ging, die zwar Züge und Umrisse eines menschlichen Körpers hatte, an Stattlichkeit und Würde aber Menschenmaß weit übertraf und mit weißen Gewändern bekleidet war.“** Zwar sagt Lupus nicht ausdrücklich, dass es sich dabei um Wigbert gehandelt habe, aber dass er dies seinem Leser glaubhaft machen will, steht außer Frage.

Beim Sachsenangriff auf Fritzlär kam es noch zu einem anderen Vorfall, der in den Reichsannalen im unmittelbaren Anschluss an das oben Zitierte berichtet wird: **“Später ... fand man einen Sachsen tot neben dieser Kirche, mit krummen Knien über seine Füße gebeugt, der Feuer und Holz in den Händen hielt, so als wolle er mit dem Hauch seines Mundes die Kirche in Brand setzen.“** Auch diesen Bericht hat Lupus, und das heißt die Hersfelder Tradition, folgendermaßen abgeändert: **Einer der Sachsen „ergriff einen Feuerbrand, schichtete brennbares Material auf und versuchte so besagte Kirche in Brand zu setzen. Doch blieb sein Bemühen vergeblich und ohne Erfolg; dank der Fürsprache des heiligen Wigbert wurde er durch Gottes Macht von seinem Versuch abgehalten und erhielt für sein wahrhaft gottloses Tun die gerechte Strafe: Er blieb gelähmt sein ganzes Leben**

lang“. Diesmal wird die rächende Tat ausdrücklich auf Wigberts Fürsprache zurückgeführt.

Mit dem Angriff der Sachsen auf Fritzlar, aus dem bei Lupus gleich drei werden, sind noch andere Wunder Wigberts verbunden, die alle der Rettung der Kirche gelten, die wir hier aber beiseitelassen wollen, da uns noch einige andere Wunder erwarten. Eines nur sei noch mitgeteilt, weil es in so schöner Weise die Naivität des wundergläubigen Menschen dieser Zeit zum Ausdruck bringt, dem Hohes und Niedriges, Bedeutendes und ganz Triviales in gleicher Weise bemerkenswert erscheint. Die Sachsen hatten die Kirche in Fritzlar als Pferdestall benutzt und dadurch in entsprechender Weise verreckt und verunstaltet. Als nun nach dem Abzug der Feinde die Leute dort die Kirche reinigen wollen, stellen sie mit größtem Erstaunen fest, dass der gesamte Schmutz und Unrat ohne den geringsten Rest bereits verschwunden ist. Was so ein Heiliger nicht alles zu leisten vermag.

Neben Vogel, Kelch und Traube ist das vierte Attribut, das sich mit Wigbert verbindet, ein Kirchenmodell, das er in Händen hält. Hierbei ist nicht ganz klar, was genau damit gemeint ist. Gewöhnlich weist ein solches Kirchenmodell daraufhin, dass der oder die Heilige eine bestimmte Kirche gegründet hat, und so hat man es auch hier gedeutet. Doch trifft dies für Wigbert nicht zu, da Bonifatius der Gründer der Fritzlarer Kirche gewesen ist, von einer Kirchengründung durch Wigbert dagegen nirgends die Rede ist. Ich vermute eher, dass mit dem Attribut die Schutzmacht des Heiligen über die bedrohte Fritzlarer Kirche zum Ausdruck gebracht werden soll, die ja auch durch seinen Biographen so nachdrücklich betont wird.

Einige Jahre, so berichtet Lupus weiter, ruhte der Leichnam des Heiligen in Büraburg, und dort ereigneten sich zahlreiche Wunder, die Lupus summarisch

abtot; Genaueres wusste er offenbar nicht: Taube erhalten ihr Gehör wieder, Blinde werden sehend, Besessene vom bösen Geist befreit, Lahme und Verkrüppelte geheilt – die ganze Palette der typischen Heilungswunder.

Und jetzt geschieht etwas ganz Ungeheuerliches: Der Bischof von Büraburg, Albuinus, erhält, so erzählt Lupus, in einem Traumgesicht den Auftrag, die Gebeine des heiligen Wigbert in das Kloster Hersfeld zu überführen. Wie das? Der Heilige, der erst vor kurzem seine Schutzmacht über seine Kirche so wirkungsvoll offenbart hatte, der Fritzlar und Büraburg ganz offensichtlich vor den feindlichen Sachsen gerettet hatte, der am Orte seiner Grablege zahllose Wunder gewirkt hatte, der soll jetzt in das Kloster Hersfeld gebracht werden, mit dem er doch in seinem ganzen Leben nicht das Geringste zu tun hatte? Kein Wunder, dass der Bischof zögert und sich an eine höhere Stelle wendet. Und das ist der Mainzer Bischof, niemand anderes als Lul. Dieser holt sich nun seinerseits das Einverständnis Karls d. Gr. und so schreitet man zur Tat. Heimlich und bei Nacht bringen drei Mönche des Hersfelder Klosters die Gebeine Wigberts nach Hersfeld. So die Darstellung des Biographen, bei der wir etwas verweilen müssen.

Was hier mit dürren Worten geschildert wird, ist ein handfester Reliquienskandal, der seinesgleichen sucht. Das ist den unmittelbar Beteiligten wohl bewusst gewesen und noch an den gewundenen Darstellungen der späteren Berichte darüber lässt sich ablesen, wie fragwürdig die ganze Angelegenheit gewesen ist. Lampert von Hersfeld berichtet in seiner Lul-Vita ausführlich die gleiche Geschichte, lässt die Erscheinung aber nicht Albuinus, sondern Lul selbst zuteil werden, und das gleich dreimal, weil Lul zögert, und begründet in eindeutig apologetischer Tendenz das ganze Unternehmen mit dem angeblich unwürdigen Zustand der Wigbert-Grablege. Man muss sich einmal vorstellen, was in Fulda los gewesen wäre, wenn eines Nachts der Leichnam des hl.

Bonifatius beispielsweise nach Mainz überführt worden wäre! Oder wie die Hersfelder reagiert hätten, wenn in späterer Zeit der Leichnam Luls tatsächlich nach Gandersheim gekommen wäre, wie man dort fälschlicherweise behauptet hat. Dass für die Translation von Reliquien, die an sich nichts Besonderes war, das Einverständnis der höchsten weltlichen Macht, des Königs, eingeholt wurde, zeigt zur Genüge, wie brenzlich die Angelegenheit war. Man musste mit handfesten Protesten der Fritzlarer Verehrer rechnen, und so kam es zu einer regelrechten „Nacht-und-Nebel“ - Aktion, gegen die, als sie erfolgreich abgeschlossen war, nur noch vergeblich protestiert werden konnte. Und der Heilige selbst? Wie konnte er zulassen, dass man so mit seinen Reliquien verfuhr? Nun, er war offenbar damit einverstanden. Erinnern wir uns jetzt an die scheinbar funktionslose Erzählung von der ersten Translation, als die Bahre mit seinen Gebeinen sich nicht mehr fortbewegen ließ. Sie bekommt jetzt im nachhinein einen guten Sinn: Wenn der Heilige schon bei einer Translation, die durchaus in seinem Sinne sein muss, durch einen deutlichen Hinweis zu erkennen gibt, dass er dabei auch ein Wörtchen mitzureden hat, um wieviel mehr hätte er protestiert, wenn seine Überführung nach Hersfeld auch nur im Geringsten gegen seinen Willen gewesen wäre. Und gegen Gottes und seiner Heiligen Willen sollte der Mensch nicht murren.

Es ist nicht zu bezweifeln, dass die Wigbert-Vita den Interessen des Klosters Hersfeld dienen sollte, das sich von der Verbreitung der Wundertaten seines neuen Patrons und dem gleichzeitigen Neubau der ihm geweihten Klosterkirche eine weitere Steigerung seines Ansehens und seiner Anziehungskraft erhofft haben dürfte. Zum andern ist aber auch eine gewisse apologetische Absicht spürbar, den Fritzlarer Heiligen unanfechtbar für Hersfeld zu reklamieren. Die Frage ist, ob dies, wie man vermutet hat, mit einer gegen Fritzlar gerichteten Tendenz verbunden ist. Wenn Lupus im Prolog beklagt, dass die *negligentia* der Vorfahren verschuldet habe, dass bis zu diesem Zeitpunkt noch keine Lebensbeschreibung des Heiligen verfasst worden und dadurch wertvolles

Material für immer verloren sei, ist das so allgemein gesagt, dass man eine Tendenz gegen Fritzlär nur schwer daraus entnehmen kann, ruhte der Leichnam des Heiligen doch über 50 Jahre bereits in Hersfeld. Dass Wigbert nach seinem Tod in einem, wie Lupus sagt, ganz schmucklosen Grabe beigesetzt wurde, dürfte auf den ausdrücklichen Wunsch des Heiligen zurückgehen und lässt sich kaum als eine Kritik an den Fritzlärern verstehen, die dem verehrten Manne kein angemessenes Grabmal errichtet hätten. Wichtiger als dieses äußerliche Zeichen der Verehrung ist doch, dass der Ort der Grablege durch die Wundertätigkeit des Verstorbenen offenbar sogleich eine große Anziehungskraft entwickelte. Dass diese Wundertaten durch die *incuria* (Kap. 12) der Miterlebenden nicht aufgezeichnet wurden, ist vielleicht der einzige Vorwurf, der direkt an Fritzlär gerichtet sein könnte, denn wer anders hätte das damals Geschehene schriftlich festhalten sollen. Als Zeichen mangelnder Verehrung lässt sich dies allerdings nicht deuten; schließlich haben die Fritzlärer Mönche die Gebeine ihres Schutzpatrons angesichts der Sachsengefahr in feierlichster Form nach Büraburg überführt. Von mangelnder Hochschätzung kann also keine Rede sein. Was Lupus dann im Zusammenhang mit den Angriffen der Sachsen auf Fritzlär berichtet, zeigt deutlich, dass der Heilige die ihm entgegengebrachte Verehrung auch durchaus honoriert hat. Ihm ist es nach Lupus schließlich zu verdanken, dass die dortige Kirche und die auf die Büraburg geflüchtete Fritzlärer Bevölkerung gerettet worden sind. Die enge Bindung Wigberts an Fritzlär wird durch Lupus keineswegs in Frage gestellt. Auch in Büraburg setzt sich nach dem Abzug der Sachsen die Wundertätigkeit des Heiligen fort, keine Andeutung findet sich dafür, dass ihm dort die gebührende Verehrung versagt geblieben wäre. Erst Lampert weiß zu berichten, man habe die Gebeine an allen möglichen Orten in Sicherheit zu bringen versucht und die vorläufig letzte Grablege in Büraburg sei der Bedeutung des Heiligen keineswegs angemessen gewesen. Das alles dürfte seine eigene Erfindung sein, Lupus sagt davon nichts. Von einer gegen Fritzlär gerichteten Tendenz ist also bei Lupus so gut wie nichts zu

verspüren. Die Translation wird gerade nicht damit begründet, dass Wigbert in Fritzlar zu wenig Verehrung zuteil geworden wäre; was der Erklärung bedarf, ist vielmehr der Umstand, dass trotz der Hochschätzung, die der Heilige in Fritzlar genoss, seine Überführung nach Hersfeld gerechtfertigt war. Das im Zusammenhang völlig unpassende Wunder könnte also indirekt dazu dienen, den Anspruch Hersfelds auf den unter so fragwürdigen Umständen gewonnenen Leichnam des Heiligen zu untermauern. Angesichts des göttlichen Auftrags, der Macht des Königs und der offensichtlichen Zustimmung des Heiligen selbst waren, so mag man in Hersfeld argumentiert haben, die verständlichen und berechtigten Proteste der Fritzlarer vergeblich.

Die tatsächlichen Hintergründe der Translation der Wigbert-Reliquien lassen sich nicht bis ins letzte ausmachen, aber einiges dürfte als gesichert gelten. Die entscheidende Initiative ging von Lul aus, der für sein 769 gegründetes Kloster Hersfeld außer den beiden Aposteln Simon und Judas, die mit der hiesigen Umwelt wenig zu tun haben, einen weiteren, zugkräftigeren Klosterpatron zu gewinnen suchte, der für Hersfeld etwa das werden könnte, was Bonifatius für Fulda war. Dass Lul dabei an Wigbert dachte, ist naheliegend, hatte er doch, wie es scheint, den Heiligen in Ohrdruf als Abt erlebt, seine Wundertätigkeit war in aller Munde und das Kloster Fritzlar gehörte zu seiner, Luls, Diözese. Aber Lul hatte nach dem Tod des hl. Bonifatius schon einmal erlebt, wie die Auseinandersetzung um Reliquien leicht in gefährliche Gewalt umschlagen konnte, und suchte deshalb Rückendeckung für seinen Plan. Dass er sie von Karl d. Gr. erhielt, mag auch daran liegen, dass Lul außer Hersfeld auch Fritzlar dem königlichen Schutz unterstellt hatte – wann, ist nicht sicher, Hersfeld jedenfalls i. J. 775 –, und der König sich durch sein Einverständnis gewissermaßen dafür revanchierte. Beweisen lässt sich ein solcher Zusammenhang allerdings nicht.

Die Überführung der Wigbert-Reliquien muss nach 774, dem Jahr des Sachseneinfalls, und vor 780 erfolgt sein, da in diesem Jahr erstmals Wigberts Name in einer Hersfelder Urkunde erscheint. In welchem Zustand die Reliquien bei ihrer Überführung nach Hersfeld sich befanden, kann man nur ahnen. Wenn drei Mönche bei Nacht und Nebel die Gebeine von Fritzlar nach Hersfeld brachten, ist kaum daran zu denken, dass sie diese ganz in einem sargartigen Behältnis transportierten. Man muss also davon ausgehen, dass bereits damals, also immerhin über 30 Jahre nach dem Tod des Heiligen, der Leichnam zerfallen und von den Hersfelder Mönchen in Einzelteilen transportiert worden ist. Das würde auch erklären, dass in Fritzlar selbst sowie mit Sicherheit in Quedlinburg Wigbert-Reliquien bezeugt bzw., wie in Fritzlar, noch heute vorhanden sind. Hersfeld hat also offensichtlich Teile des Leichnams, vermutlich allerdings nur ganz kleine, an andere Wigbert-Kirchen verschenkt. Das widerspricht nicht der Nachricht in einem alten, verlorenen Hersfelder Kodex: „Der heilige Abt Wigbert ist hier mit seinem ganzen Körper anwesend.“; die wesentlichen Teile des Leichnams sind mit Sicherheit bis zum Brand der Stiftskirche in Hersfeld verblieben.

Lul hat, als die Reliquien in Hersfeld eingetroffen waren, ein Grabmal in Auftrag gegeben, das, wie Lupus sagt, mit Gold, Silber und anderen Metallen geschmückt war, und dieses „**an der vornehmsten Stelle**“ der Kirche aufstellen lassen.

Wenn Lupus sagt, das Grabmonument sei am 13. August fertiggestellt worden, kann das nur bedeuten, dass an diesem Tage die Reliquien feierlich an ihren neuen Ort verbracht worden sind. Sie dürften also vorher einige Zeit provisorisch untergebracht worden sein, denn es ist kaum damit zu rechnen, dass Lul eine solches Monument in Auftrag gegeben hat, bevor er im Besitz der Reliquien gewesen ist. Somit ist der 13. August sicher nicht der Tag, an dem

Wigberts Gebeine in Hersfeld eingetroffen sind, ebensowenig kann es sein Sterbetag sein, da schlechterdings nicht einzusehen ist, weshalb Lupus, wenn man in Hersfeld dieser Ansicht gewesen wäre, es nicht berichtet haben soll. Der 13. August ist also aller Wahrscheinlichkeit nach der Tag der feierlichen Translation der Gebeine in das neue Grabmal, womit die liturgische Verehrung des Heiligen einsetzt.

Bei dieser Gelegenheit ein kurzes Wort über den Begriff Translation. Er bedeutet zunächst nur die Verlegung der Gebeine einer verehrten Gestalt von einer an eine andere Stelle. So etwa die Translation der Wigbert-Reliquien nach Büraburg und von dort nach Hersfeld. Im engeren Sinn dann meint der Begriff die feierliche Überführung der Gebeine an einen besonders vornehmen Ort, wo sie dann der allgemeinen Verehrung zugänglich sind. Dieser Zusammenhang von Überführung und Verehrung hat vielfach zu dem Missverständnis geführt, die Translation sei einer Heiligsprechung gleichzusetzen. Eine Heiligsprechung im heutigen Sinn hat es wie bei so vielen Heiligen weder bei Wigbert noch bei Lul jemals gegeben. Wigbert wurde bereits als Heiliger verehrt, bevor seine erste Translation erfolgte, und Lul wurde lange Zeit nicht als Heiliger verehrt - zumindest haben wir keinerlei Anhaltspunkte dafür -, obwohl er, wahrscheinlich sogar mehrere Male, umgebettet worden war. Für die offizielle Anerkennung der kultischen Verehrung war lediglich die Zustimmung des jeweiligen Diözesanbischofs erforderlich, erst im 12. und dann endgültig im 13. Jh. setzte sich die heutige Form der Kanonisation durch den Papst durch.

Sehr früh beginnt die Wigbert-Verehrung den Kult der ursprünglichen Klosterpatrone, der Apostel Simon und Judas, zu verdrängen, obwohl auch diese immer wieder in den Urkunden genannt werden. Hersfelds Bedeutung wird aber lange Zeit dadurch hervorgehoben, dass hier, wie es heißt, der Leib des hl. Wigbert ruht. Die Hersfelder Mönchsgemeinschaft wird bezeichnet als *familia*

S. Wigberti und das älteste Hersfelder Klostersiegel, gleichzeitig eines der ältesten Klostersiegel Deutschlands überhaupt, zeigt das Bild des Heiligen. Noch bis zum Ende des 12. Jhs. erscheint Wigbert allein im Siegel, dargestellt als Abt mit Krummstab und/oder Buch, dann tritt er im Bild, aber nicht in der Verehrung, zurück hinter den beiden Aposteln; zusammen bilden sie das typische Hersfelder Dreierpatrozinium. Lul dagegen ist nie als Klosterpatron auf einem Siegel hervorgetreten. Ein Brakteat, also eine nur einseitig geprägte Münze, zeigt Abt Ludwig I. (1217-1239) neben dem hl. Wigbert, der seine Hand zum Segen erhebt. Alle diese Objekte sind im Hersfelder Museum zu sehen.

Lupus beschließt seine *Wigbert-Vita* mit sechs Wunderberichten, Krankenheilungen und Dämonenaustreibungen, die wir hier beiseite lassen wollen, da uns das eigentliche Wunderwerk noch bevorsteht, das ich Ihnen jetzt im letzten Teil meines Vortrages vorstellen möchte. Es handelt sich dabei um die Zusammenstellung von 19 teilweise recht ausführlichen Erzählungen über die Wundertätigkeit des hl. Wigbert, die *Miracula S. Wigberti*, die ein Hersfelder Mönch etwa 100 Jahre nach der *Vita* des Lupus angefertigt hat. Dieses Werkchen ist in nur einer einzigen Handschrift, einem Sammelkodex der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel aus dem ausgehenden 11. Jh., erhalten und von mir 2010 erstmals vollständig herausgegeben und übersetzt worden. Die meisten der 19 Geschichten spielen in Hersfeld und enthalten eine Fülle von bemerkenswerten Einzelheiten aus dem Alltagsleben des Klosters, darüber hinaus aber auch einige historisch bedeutsame Ereignisse. Im ersten Bericht überquert ein Mönch namens Gerhelm morgens auf einem Kahn die Fulda, gerät im Laufe des Tages in ein schlimmes Unwetter und sucht Unterschlupf bei einem Hörigen des Klosters. Dort wird er gepflegt, was er nach der Regel des hl. Benedikt schon hätte ablehnen müssen, aber schlimmer noch, er trinkt gewaltig einen über den Durst, und bricht dann auf. Nun zeigt sich, dass es schon damals geraten war, nach reichlichem Alkoholgenuss zu Fuß

zu gehen und die Hände vom Steuer, hier den Zügeln zu lassen. Aber der angetrunkene Mönch hatte sich in den Kopf gesetzt, die Fulda zu durchreiten, und das, obwohl der Fluss inzwischen durch den sintflutartigen Regen gewaltig angeschwollen war. Es kommt, wie es kommen muss: Das Pferd wirft mitten in den reißenden Fluten seinen Reiter ab und rettet sich, wer könnte ihm das verdenken, ans andere Ufer. Dem verzweifelt um sein Leben Kämpfenden bleibt nur noch der Hilferuf zum Schutzherrn seines Klosters, dem hl. Wigbert. Inzwischen ist das Pferd zum Kloster gelangt, man erkennt an der Nässe und dem tiefenden Sattelzeug, was geschehen ist, und nun beginnt die große Suchaktion nach dem, wie man überzeugt ist, ertrunkenen Mitbruder. Während die Mönche eine Prozession mit Reliquien und Litaneien veranstalten, suchen Fischer nach dem Leichnam des Vermissten. Doch siehe da, auf einer Sandbank etwa eineinhalb Kilometer flussabwärts finden sie den jetzt sicher ernüchterten Mönch heil und unversehrt, holen ihn herüber, und er stimmt ein in die Dankgebete, die jetzt aus aller Munde ertönen. – Schon Lampert hat an dieser Geschichte offensichtlich so großen Gefallen gefunden, dass er sie dem hl. Wigbert entwendete und mit einer Reihe von Änderungen versehen seinem Helden Lul zuwies, von dem leider keine größeren Wunder bekannt waren.

Weit freundlicher ging das Pferd der zweiten Geschichte mit seinem Reiter um. Der war unterwegs gewesen, um im Wald beim Einfangen von Bienenschwärmen zu helfen und war dann, während er sein Pferd in der Fulda trinken ließ, im Sattel eingeschlafen. Das Tier ging dann weiter in die Fulda hinein und ließ sich, seinen Reiter treu auf dem Rücken tragend, anderthalb Meilen von der Strömung mittragen, und setzte dann den immer noch Schlafenden am anderen Ufer ab. Wer anders als der hl. Wigbert konnte diese wundersame Errettung bewirkt haben?

Und in einem späteren Wunderbericht geht es wieder um ein Pferd. Der Thüringer Heio hatte an der unglücklichen Schlacht der Franken gegen die Slawen i. J. 892 teilgenommen und war mit knapper Not dem Tode entronnen. Mitten in allem Unheil zeigt sich auf einmal sein Pferd störrisch und ist weder durch Schläge noch Sporen oder Zügelreißen dazu zu bewegen, weiterzugehen. Doch nach einem flehentlichen Gebet seines Reiters zum hl. Wigbert ändert das Tier plötzlich seine Gesinnung und bringt Heio in schnellem Lauf heil und sicher aus dem Kampfesgetümmel.

In drei Berichten erfahren wir, wie die Wunderkraft des Heiligen an Kindern sich zeigte. In der ersten Geschichte geht ein kleiner Junge frühmorgens bei tiefem Frost an den Wassergraben bei der Klostermauer, um für seinen Herrn Wasser zu holen, da alle Brunnen im Klosterbereich zugefroren sind. Dabei rutscht er aus und fällt in ein Loch, das man zum Wasserschöpfen ins Eis geschlagen hatte. Als er nach zwei oder drei Stunden gefunden wird, ist er heil und unversehrt; wie er selbst sagt, hat er ununterbrochen den Namen des hl. Wigbert gerufen. Wir erfahren nebenbei, dass das Kloster Hersfeld von Mauer und Graben umgeben war und dass sich innerhalb dieser Umfassung Häuser befanden, in denen Kranke und Verkrüppelte, die sich am Grabe Wigberts Heilung erhofften, untergebracht waren; der Herr des Jungen war ein solcher schwerst verkrüppelter Mann, der sich nur auf Holzbänkchen rutschend vorwärtsbewegen konnte.

Weiter erfahren wir dann, dass der Hersfelder Klosterschule schon fünfjährige Jungen zur Ausbildung anvertraut wurden. Ein solcher treibt sich während des Vespergebetes im Klosterbereich herum, klettert in kindlichem Leichtsinne auf einen Brunnenaufsatz und fällt in den tiefen Brunnen. Ein Gleichaltriger beobachtet das, ruft durch sein Geschrei Hilfe herbei und der Junge wird, ohne den geringsten Schaden erlitten zu haben, aus dem Brunnen herausgezogen.

Ein anderer Junge stürzt von einer Mauer kopfüber in einen Steinhaufen, bleibt aber unverletzt. Interessant für uns ist dabei, dass wir aus einem früheren Wunderbericht erfahren, weshalb diese Mauer errichtet wurde. Die 5. Wundererzählung beginnt mit den Worten: „**Nachdem es kürzlich den Heiden vergönnt war, uns einen schweren und unheilvollen Schlag zu versetzen, wurde in Übereinstimmung von König und Reichsfürsten ein Gesetz erlassen und angeordnet, dass abgegrenzte Plätze ... mit Befestigungswerken und starken Mauern zu umgeben seien**“. Worum es dabei geht, ist eindeutig klar: Die heidnischen Ungarn waren 926 in Sachsen eingefallen, hatten aber auch den Süden Deutschlands verheerend heimgesucht. König Heinrich I. konnte einen 10jährigen Waffenstillstand mit ihnen aushandeln und benutzte diese Zeit dazu, in ganz Deutschland, vor allem aber in Thüringen und Sachsen, Burgen und Befestigungswerke zum Schutz gegen die nach Ablauf des Waffenstillstandes zu erwartenden Angriffe zu errichten. Das entsprechende Reichsgesetz wurde auch in Hersfeld durchgeführt, wie der Verfasser der *Miracula* im Anschluss an den zitierten Abschnitt weiter berichtet.

So hilfreich der Heilige seinen Verehrern zur Seite steht, so streng und hart erweist er sich denen gegenüber, die seinem Kloster Schaden zuzufügen suchen oder seinen, des Heiligen, Namen für einen Meineid missbrauchen. Auch die Nichteinhaltung ihm gegenüber eingegangener Versprechungen ahndet der Heilige zunächst noch vergleichsweise milde, im Wiederholungsfalle aber unnachsichtig. Für uns ist dabei von besonderem Interesse zu sehen, wie früh bereits das Hersfelder Kloster dem habgierigen Zugriff umwohnender Adliger ausgesetzt ist. So wird ein Mann, der sich in dem zum Kloster gehörenden Hungen in der Wetterau festzusetzen versucht, von einer Krankheit befallen und dadurch zum Abzug genötigt; er kommt nach seiner Genesung aber wieder, erkrankt nun noch schlimmer, und als auch das nichts hilft und er zum dritten

Mal in den Klosterbesitz eindringt, ist die Geduld des Heiligen zu Ende: Der Räuber verliert ein Auge und zieht auf Nimmerwiedersehen ab.

Ein anderer, der einen dem Kloster durch eine rechtmäßige Schenkung zugesprochenen Grundbesitz in seine Hand zu bringen versucht, stirbt zusammen mit seiner Frau an unaufhörlichem Nasenbluten. Schön wäre es gewesen, wenn die Hilfe des Heiligen immer so prompt eingetroffen wäre; wir können jedoch sicher sein, dass den wenigen durch den hl. Wigbert abgewehrten Angriffen auf den Klosterbesitz eine sehr viel größere Zahl von erfolgreichen Entwendungen gegenüber steht.

Aus den *Miracula* erfahren wir weiterhin, dass das Kloster zur Zeit des Ungarneinfalls über einen beträchtlichen Kirchenschatz verfügt haben muss, denn dieser wurde, um ihn vor den Ungarn in Sicherheit zu bringen, in den Wäldern der Umgebung versteckt.

Aber auch im Kloster selbst muss der Heilige sich gegen Diebe wehren. Da ist ein Kleriker, also ein nicht dem Mönchsstand angehörender Geistlicher, zu Studienzwecken nach Hersfeld gekommen, und was tut er? Er stiehlt Kerzen aus der Kirche, offenbar, um sie einzuschmelzen und das Wachs zu verkaufen. Der ratlose Küster bittet nun den hl. Wigbert, den Dieb ausfindig zu machen, und wirklich verbrüht sich noch am selben Tag der Kerzendieb an dem flüssigen Wachs sein Gesicht und ist so für den Rest seines Lebens im wahrsten Sinne des Wortes gebrandmarkt.

Rund 400 Jahre, fast das gesamte Mittelalter hindurch, war Wigbert der in Hersfeld am höchsten verehrte Heilige. Im 14. und 15. Jh. scheint dann die Verehrung des Heiligen an Intensität verloren zu haben, doch lässt sich in zahlreichen von Hersfeld abhängigen Kirchen vor allem in Thüringen die

Wigbert-Verehrung noch bis zum Beginn der Reformation nachweisen. In Kölleda ist der Heilige noch heute Teil des Stadtwappens. Seit 1340 scheint in Fritzlar die Wigbert-Verehrung intensiviert worden zu sein; jedenfalls wird in diesem Jahr das noch heute bestehende Wigbert-Grab geschaffen, in dem sich die in Fritzlar verbliebenen Reliquien befunden haben dürften. Mit der Einführung der Reformation war es in Hersfeld mit der Heiligenverehrung vorbei, gleichwohl blieb Wigberts Grab unangetastet, bis es für alle Zeiten im Feuersturm des 19. Febr. 1761 verschwand.

Wenn man auf der Bundesstraße 4 von Erfurt aus nach Norden fährt, kommt man nach etwa 25 km an einem kleinen Hinweisschild vorbei: Kloster Sankt Wigberti. Auf der Karte ist es nicht eingezeichnet; man muss in den Ort Werningshausen fahren, und dort ist man auf einmal wie in einer anderen Welt. Auferstanden aus Ruinen erhebt sich dort neben der Pfarrkirche ein kleines Kloster in liebevoll gestalteter Umgebung, das seit 1973 von Brüdern, die sich der benediktinischen Lebensform verschrieben haben, aus vom Verfall bedrohten Gebäuden weitgehend in Eigenarbeit errichtet worden ist. Der zur evangelisch-lutherischen Landeskirche gehörenden Gemeinschaft haben sich inzwischen katholische und zeitweilig sogar orthodoxe Christen angeschlossen, im ganzen zur Zeit acht an der Zahl. Täglich werden hier die Horen, die klösterlichen Stundengebete, verrichtet und sonntags hält ein evangelischer Pastor die heilige Messe. Am 13. August kommen Hunderte von Menschen dort zusammen, um das Fest des Klosterpatrons feierlich zu begehen. Noch ist die kleine klösterliche Gemeinschaft weit davon entfernt, eine solche Wirkung zu entfalten, wie sie das große Hersfelder Wigbert-Kloster jahrhundertlang besaß. Aber dass es überhaupt in unserer Zeit entstehen konnte, das, meine sehr verehrten Damen und Herren, scheint mir das bisher letzte Wunder zu sein, das der heilige Wigbert, Hersfelds und Fritzlars also gar nicht so unbekannter Heiliger, gewirkt hat.

